

Die Klettgauer Frauentracht im Kanton Schaffhausen

Autor(en): **Heierli, Julie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Franz Raibel, der als Molièreübersetzer auch bei uns bekannt ist, behandelt in seinem auf der Pfauenbühne „geuraufführten“ Drama „Der Pelikan“ wieder einmal das Problem der Gleichberechtigung der Geschlechter, im besondern auf sexuellem Gebiet. Das Weib ist nicht des Gatten Eigentum, ruft die Frau aus; woher nimmt der Mann das Recht, das Leben der Frau zu überwachen, ihr, so lautet es wörtlich, einen Keuschheitsgürtel anzulegen? Elisabeth, die Frau des Bankdirektors Mißsch, hat ihren Gatten vor dem finanziellen Ruin gerettet, indem sie die Hilfe eines Freundes ihres Mannes ohne des letztern Wissen mit ihrer weiblichen Ehre erkaufte. Sie hat sich selbst geopfert, wie der Pelikan sich die Brust aufreißt, um die hungernden Jungen zu nähren. Der Gatte aber ahnt das Vorgefallene, sein Verdacht wird zur Gewißheit, und an den lauernden Beobachtungen und Vorwürfen, womit er seine Gattin verfolgt, geht die Ehe schließlich in die Brüche. Frau Elisabeth gibt sich selbst den Tod. Es ist gar nicht zu leugnen, daß das Stück einige talentvolle Szenen enthält; als Ganzes aber kann es nicht befriedigen, weil es zu deutlich auf die Tendenz hin konstruiert ist und zudem in der Figur des Freundes, eines Kerls gemeinster Sorte, der den ganzen Abend als Biedermann herumläuft, geradezu abstoßend wirkt. Ich fürchte, daß das „sexuelle Problem“ wieder nicht gelöst worden ist.

Ist für den Ibsenepigonen Raibel das Weib das unterdrückte Geschöpf, das es aus Jahrhunderte alter Sklaverei zur Freiheit und zum Selbstbestimmungsrecht zu erlösen gilt, so ist es für August Strindberg die Ursache allen Unheils, der Teufel, der mit höllischen Künsten die Welt zerstört. So wenigstens in seinem zweifaktigen Drama „Der Scheiterhaufen“. Was an Lasten nur zu ersinnen ist, wird darin der „Mutter“ angedichtet, die einst den Gatten in den Tod getrieben hat, ihre Kinder feilsch und körperlich verkommen läßt und als alternde, lächerliche Kofette in gieriger Sinnenslust den eigenen Schwiegersohn für sich begehrt. Und als dann der „Sohn“ und die „Tochter“ durch einen Zufall aus ihrem dumpf leidenden Zustand aufgeweckt werden, da heißt es Aug um Auge, Zahn um Zahn. Die Kinder zahlen mit Zins und Zinseszins die Sünden der Mutter heim und weiden sich mit hämischer Freude an ihrer Todesangst. Um diesen Höllenpfehl vom Erdboden zu tilgen, steckt der Sohn das Haus in Brand, die Mutter stürzt sich aus dem Fenster, und die Kinder sitzen beisammen, hören das Knistern der immer drohender um sich greifenden Flammen, und von ihren lallenden Lippen tönt es leise und verklingend wie Verzeihung und Liebe. Eine drückende, gespensterhafte Atmosphäre lastet über dem Stück, etwas Entsetzliches droht jeden Augenblick hervorzubrechen, man lebt von Anfang an in einer angstvollen Spannung, obwohl

man sich der tendenziösen Verschärfung der Motive und des billigen Mittels, das die Wendung herbeiführt — ein zufällig aufgefundenen Brief — bald vollkommen bewußt wird. Wie die Aufführung dieses Strindberg'schen Dramas, so war auch die des Mysterien- und Moralitätenspiels „Jedermann“, das Hugo von Hofmannsthal nach einem mittelalterlichen englischen Vorbild für die deutsche Bühne wieder gedichtet hat, dem Gastspiel Alexander Moissi's zu danken. Die naive Frömmigkeit, womit das „Spiel vom Sterben des reichen Mannes“ dargestellt wird, wie unbekümmertes Daseinsgefühl, Todesangst und stille Ergebung in Gott ineinander übergehen, das kann man mit einem Gefühl der Andacht miterleben, ohne einen Hauch von tieferer Ergriffenheit zu spüren. Herr Moissi spielte außerdem den Tasso und den Shylock und wurde dabei vom Publikum mit jubelndem Beifall ausgezeichnet; vom streng kritischen Standpunkt aus freilich ließe sich gegen beide Leistungen manches einwenden. Es ist hier jedoch nicht der Ort dazu.

Der letzte Tag der Saison bescherte uns noch die Uraufführung eines Lustspiels von Ingo Krauß, einem ehemaligen Mitglied des Zürcher Stadttheaters. Weshalb das Stück den Titel „Der Stadtschultheiß von Frankfurt“ führt, ist nicht recht ersichtlich; denn der Großvater Goethes, Johann Wolfgang Textor, führt darin durchaus nicht die führende Rolle. Breit und gemühtlich, mit liebenswürdigem Humor, der in einigen Szenen dem Zuschauer ein freundliches und behagliches Lächeln abnötigt, wird dargetan, wie Vater Goethe einst die Mutter nahm, und in einem Nachspiel wird zum Ergötzen der Leute auf der Bühne und im Zuschauerraum der eben geborene Wolfgang Goethe in den Windeln hereingetragen. Leider fehlen auch nicht von Akt zu Akt die geschmacklosen Hinweise auf den kommenden Genius, die in ihrer Naivetät erheiternd wirken.

Zum Schluß sei noch einer trefflichen Aufführung des Dramatischen Vereins Zürich Erwähnung getan: „Dem Bollen ist böß Wuche“ heißt das Stück und stammt von Alfred Hugenberg, der auch auf der Bühne anfängt, festen Fuß zu fassen. In der Umweltsschilderung, in der Bodenständigkeit der Figuren und in dem überaus humorvollen, an schlagkräftigen Witz reichen Dialog liegt der Wert der Komödie. Es ist wahrhaft ergötzlich, wie der Aberglaube darin bespöttelt wird. Aber es fehlt noch das feste Gerippe, die klar und zielbewußt zu Ende geführte Handlung, es wachsen noch zu viel Pflänzlein in Hugenbergers dramatischem Garten, daß sie sich nicht gegenseitig Luft und Licht nähmen. Doch soll die vorgenommene Neubearbeitung größere Straffheit und Konzentration besitzen. Der Dramatische Verein spielt das hübsche Lustspiel in der neuen Form auch im Heimatschutztheater der Landesausstellung.

Emil Sautter, Zürich.

Die Klettgauer Frauenracht im Kanton Schaffhausen.

Mit zwei Abbildungen.

Lenkt der Wanderer beim Bahnhof Schaffhausen seine Schritte nordwärts, gelangt er alsbald in das enge Mühltal. Von den rauschenden Wassern des Flüßchens werden mehrere Fabriken getrieben. Dem rechtsseitigen steilen Abhang entlang ziehen sich Fußwege durch prächtigen Wald an malerischen Felspartien, den sog. Teufelsküchen vorbei. Beim Verlassen des romantischen Täschens führt die Straße, links hin sich wendend, nach dem Dorfe Beringen und weiter, sanft ansteigend, nach Löhningen. Von hier überblickt man den weiten Talkessel, mit den rebenbepflanzten Abhängen, am Fuß des Randen. Dieser Teil des Kantons Schaffhausen heißt das Klettgau und liefert den vielgepriesenen Klettgauer- oder Hallauerwein. Ueberall in den Reben und auf den gegenüber und unten liegenden Feldern leuchten und bewegen sich weiße Punkte. Näherkommend entdecken wir, daß es die Kopfbedeckung der Frauen und Mädchen ist; denn von den Frauen und Töchtern der dortigen Einwohner wird ein großer Teil

der Rebarbeit besorgt. Diese erfordert besondere Kenntnisse und Umsicht und wird gar oft schon den Kindern beigebracht. Nur verständnisvolle Behandlung der Reben bringt Gewinn; deshalb wird sie auch fast ausschließlich von den eigenen Leuten ausgeführt, nur selten werden Fremde dazu gedungen. Viel Mühe, viel Arbeit braucht's, bis der gute Tropfen im Glase perlt. Früher gab es im Klettgau eine eigene Volkstracht, die alle Einwohnerinnen trugen. Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß, gleichsam verschämt, zwischen der heutigen Modestellung hie und da an den ältern Frauen eine Tracht bemerkbar ist. „Die Jüppen sind halt gar so solid und haltbar, und bei der Hitze ist das Barärmliche so bequem!“ — fast als Entschuldigung wird diese Bemerkung für das Tragen der Tracht gegeben. Die Juppe besteht aus Rock und Mieder und hat keine Ärmel; deshalb bedingt die Tracht ein Hemd mit langen Ärmeln. Heute ist die Klettgauertracht nur noch Arbeitskleid; denn es



Kuhweide im Tal Piora ob dem Rifomlee.
Nach photographischer Aufnahme von Bertha Frey, Schaffhausen.

DIE SCHWEIZ
1889

BRILLIANT



Ballauertrachten am «Röselgartefest» des Kreiskreises Böttingen 1914. Phot. Joh. Meiner und Richard Breyer, Zürich.

gibt nur noch wenige, vielleicht sogar gar keine Frauen mehr, die neben der Tracht nicht auch städtische Kleider besitzen. Es ist, leider, klar, daß man die neuen, also die Sonntagskleider, nach städtischer Mode machen läßt, deshalb verschwinden die Trachten mehr und mehr. Der hauptsächlichste Grund dieses Verschwindens ist die Modesucht, dann aber auch die leichtere Beschaffung der modernen Stoffe, die überall in größter Auswahl bereit liegen. Eine weitere Schwierigkeit bietet die Anfertigung; die alten Schneiderinnen sind ausgestorben, und die jungen haben nicht mehr gelernt, aus schweren Stoffen Trachten anzufertigen, weil eben die Nachfrage zu gering war.

Bis gegen 1820 waren die Jüppen aus grünblauer Halbleinwand gemacht, die Schürzen aus bunt gestreiftem Leinenstoff. Die Brusttücher waren rot, mit bunten Bändern besetzt, denen manchmal Goldspitzen oder Borten beigefügt wurden. Um den Hals lagen bei den Verheirateten weiße, bei den Ledigen bunte Halsmäntel. Die Bräute und Gotten trugen hohe Glitterkronen auf dem Kopf, und vielfarbige Bänder durchzogen die hängenden Zöpfe. Bis heute haben sich mehrere reiche schwere Silberfiligrangürtel jener Zeit erhalten. Nach 1840 erlosch auch auf dem Lande mehr und mehr die Freude an den leuchtenden Farben; auch verloren die Hochzeitschäppel ihren Wert als Ehrenzeichen der tugendhaften Mädchen. Mehr und mehr wurden die Hochzeitsjüppen aus schwarzen Stoffen (Wislung) angefertigt, doch waren sie immer noch gekraht, d. h. gefältelt. Das Brusttuch dazu bestand aus schwarzem Samt und war mit bunt geflammten Bändern gesetzt. Als man dann des Fältelns überdrüssig wurde, verwendeten die reicheren Frauen schwarze Wollstoffe, Merino oder Lafting für Rock und Mieder, zu letzterem auch etwa Seide oder Samt. Die gewöhnlichen, grünen, halbleinenen Jüppen wurden nun auch nicht mehr gefältelt und

erhielten statt dem Tuchstreifen, der „Blegi“, einen schmalen Samtfaum, der Solidität halber. Nestel und Brusttuch sind jetzt ganz schwarz geworden.

Der ehemals weiße „Frauenhalsmantel“ war im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts ebenfalls schwarz geworden, nachdem er erst aus geblühtem Samt, Seide oder Baumwollstoff gemacht worden war. Seit 1880 wurde er von den Hallauerinnen aus schwarzer Seide gehäkelt, während die Schleitheimerinnen ihn gänzlich abgelegt und dafür das schwarze Samtbrusttuch mit weißen und schwarzen Spitzen und Perlengimpfen ausschmückten. Zur Zeit der goldschimmernden Brautschäppel



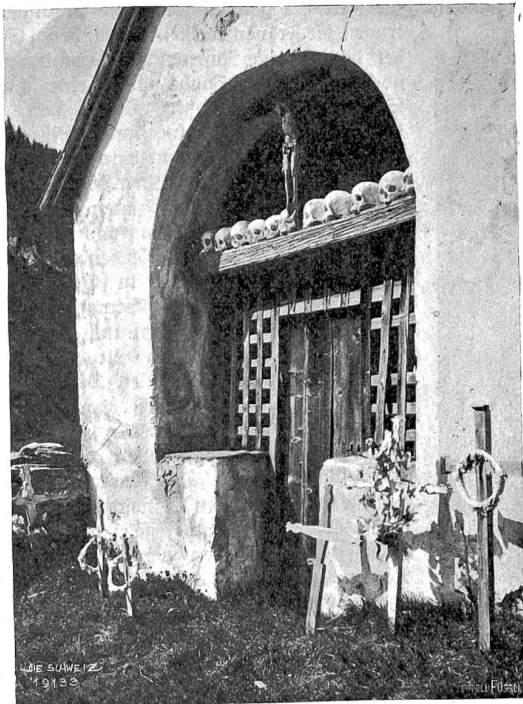
Mädchentracht um 1910 aus Schleithelm, Kt. Schaffhausen.

trugen die Frauen weiße Hüben, deren Schnabel bis auf die Nasenwurzel herunterreichte; über diese weiße Haube wurde eine schwarze Spitzenhaube aufgesetzt. Dann, von etwa 1840 bis 1860, war eine hinten spitz aufstrebende seidene oder geblüht baumwollene „Berginahaube“ allgemein. In den siebziger Jahren wurde der Kapothut für Frauen und die sog. Bergère für die Mädchen angenommen. Beide Stücke hielten sich in verschiedenen Gegenden der Schweiz längere Zeit in Gebrauch und werden daher heute als Volkstrachtenstücke angesehen. Leider wurde dann auch dieser kleidsame, einfache Hut wieder abgelegt, um neuen, rasch wechselnden Modehüten Platz zu machen. Als Schutz gegen Hitze oder Kälte wurden ehemals zur Rearbeit die „Stuche“, das „Fazenetli“, der „Kopflumpe“ oder „Zunftklumpe“ umgebunden. Das waren rote Baumwolltücher mit blauen Randstreifen. Obwohl solche Tücher heute noch ganz vereinzelt von alten Frauen getragen werden, sind doch die Namen „Stuche“ und „Zunftklumpe“ verschwunden; man kennt sie nur noch in der Gegend von Thaingen. „Stuchebleich“ (leichenbleich, schneeweiß) ist ein heute noch vielfach gebräuchlicher Ausdruck; er stammt aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, wo

die Stube, eine weiße Haube, die Kopfbedeckung aller Frauen war. Jetzt sind alle „Kopflümpe“ im Klettgau weiß, und zwar von blendender Sauberkeit.

Fast jede Gemeinde im Klettgau hat ihren Töchterchor, der allerdings zum Leidwesen des ihn dirigierenden Lehrers je-weilen im Sommer fast ganz zusammenschmilzt; denn viele der jungen Mädchen gehen während jenen Monaten, wenn in den Reben die hauptsächlichsten Arbeiten besorgt sind, an Saisonstellen. Zum „Wümet“ kehren sie alle wieder heim; denn auch bei der Ernte können ungeschickte Winzer dem Weinstock manchen Schaden zufügen und damit den Ertrag des nächsten Jahres herabsetzen. Dann wird auch wieder eifrig gesungen... Bei den Vorbereitungen zur Teilnahme an einem Sängerfest stellte sich gelegentlich in Hallau heraus, daß nur noch ein Teil der mitwirkenden jungen Mädchen Landestrachten besaßen. Im Kleide von Städterinnen wollte man jedoch nicht mitmachen, und so wurde beschlossen, fortan sei jedes Vereinsmitglied verpflichtet, in der heimatischen Tracht an Festen und Konzerten teilzunehmen. Andere Töchterchöre folgten dem Beispiel. Dieses Vorgehen der Klettgauerinnen ist erfreulich, weil sie damit nicht nur Heimatgefühl befeuern, sondern es auch fördern und erhalten und ihre Tracht vor dem völligen Untergang retten. Besondere Erwähnung verdient dieses Bestreben deshalb, weil an einer so einfachen Tracht festgehalten wird (die Tracht zeigt glücklicherweise keine Neigung, in Silberstickereiüberladung, Seidenstoffzutaten und dergleichen auszuarten). Damit wird von vornherein den Mädchen die Gelegenheit genommen, für Festanlässe neue Modenanfassungen zu machen, die ja gewöhnlich für den alltäglichen Lebensbedarf unbrauchbar oder doch überflüssig sind; zudem macht man öfters die Beobachtung, daß da, wo mehr bodenständige Kleidung getragen wird, diese viel sorgfältiger behandelt wird als die Modentleider. Es liegen daher verschiedene Gründe vor, das Bestreben der Klettgauerinnen dankbar anzuerkennen und sie gegebenenfalls zu unterstützen, an ihrer Tracht so lange als möglich festzuhalten.

Auch die Hallauerinnen folgten in diesem Frühjahr dem Rufe des Lesezirkels Hottlingen: sie halfen das „Röselgartefest“ in Zürich mit ihren Trachten bereichern und haben



Beinhaus in Platta-Medels am Lukmanier.



Beinhaus in Cumbels (Kungnez).

mit ihren Volksliedern die Zuhörer hoch erfreut. Einige der Mädchen hatten alte Trachten nachgeahmt und dazu die schon erwähnte „Begineklappe“ aufgesetzt, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von allen Frauen und Kindern von früh bis spät, am Sonntag und am Werktag getragen wurde. Eine noch ältere Zeit veranschaulichten ihre Begleiter. Bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinein war diese Kleidung bei den Männern im Klettgau allgemein. Wenn sie zum Kirchgang oder einer andern wichtigen Angelegenheit angezogen waren, so sah der mächtige Dreimaster auf dem Kopf; vom Hemd ragte der „Vatermörder“ aus der schwarzen Halsbinde, die von einer silbernen herzförmigen Schnalle gehalten war. Schwargefärbte Leinwand bildete das „Ghäs“ (Kleider). Pluderhosen reichten bis zu den Knien; auch die Oberärmel des Rodes waren stark gebauscht, während die Vorderärmel glatt und eng sich dem Arme anlegten. Die Weste aus rotem Tuch hatte Silberknöpfe und wurde nicht wie sonst über die Hose getragen, sondern in diese hineingesteckt. Die Hosenträger lagen daher sichtbar auf der Weste; sie bestanden aus Leder oder Samt, und auf dem Verbindungssteg über der Brust war der Name des Eigentümers und die Jahrzahl aufgestickt.

Wir wünschen, daß noch recht lange das Bewußtsein bei den Klettgauerinnen vorherrsche, daß die einfache saubere Tracht sie ganz vortrefflich kleide und ihnen einen anmutigen heimeligen Charakter verleihe. Aber ich möchte ihnen zurufen: „Verderbt eure Tracht nicht durch einen Modehut, sondern bringt die fleidsame Bergere wieder zu Ehren, wie dies in den Siebzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts gewesen!“

Julie Heierli, Zürich.

Aphoristisches.

Nicht nur wer seinen Reichtum für sich behält, ist ein Egoist, sondern vor allem auch, wer zu bequem ist, um Reichtum zu schaffen!

† Fritz Stabler.